

Der Landbote.

Vollständliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Das Frühlingslicht.

In einer Stunde hatte uns das Licht berührt, und es ward wie ein Erwachen nach tiefem Schlaf — und die Seele redete sich und atmete den Morgen, daß wir durchdrungen waren vom Licht. Und wenn ich der Stunde gedachte, sehe ich uns wie Schwebende über dem Grün der Frühlingswiese, weiß und klar von der Sonne durchleuchtet. Lichtklang in uns, voll und schöner wie Gloden, daß ein Gelächter des Frühlings in uns stürmte und jubelte — und wir horchten nur dem, was in den unendlichen lichtdurchströmten Weiten unserer Seelen geschah.

Erich Bodemühl, Drevenack b. Wesel.

Schacht Siegfried.

Eine Skizze von Wlth. Kennemann.

Zur Zeit, da noch keine Syndikate und keine Invalidenversicherung waren, stand in halber Höhe des Gebirgszuges, der östlich eines kleinen Ruhrstädtchens den Fluß begleitete, auf halbförmiger Erhöhung ein alter Kohlenschacht. Früher ein selbständiges Bergwerk, war er nachher von der großen Zeche Hansa in der Stadt angekauft worden.

Nun gingen die Felber der beiden Gruben ineinander, und der alte Schacht diente nur noch zur Einfahrt der Bergleute aus dem kleinen Gebirgs-Dörflein. Auch die Kohlen, die den Bauern vertragsmäßig zustanden, zwei Kipparren für jede Familie, wurden hier noch ausgefahren. Sonst war der Betrieb still gelegt worden.

Ein Aufseher und ein Schreiber sowie ein Mann im Maschinenraum besorgten den kleinen Betrieb.

Der Aufseher bewohnte eine kleine Wohnung von drei Zimmerchen, die dem Schacht angebaut waren. Es war ein alter Mann, der noch bis in sein hohes Alter Hauerdienste getan hatte, bis der Rücken und die Glieder nicht mehr konnten. Nun hatte man ihm hier eine Art Gnadenbrot gegeben.

Er besorgte die notwendigen Gänge, kontrollierte die Marken der ein- und ausfahrenden Bergleute, hatte für die Reinigung der Schreibstube und des Maschinenraumes zu sorgen und wußte sich auch sonst allenthalben praktisch und nützlich zu betätigen.

„Der Schacht und ich“, pflegte er scherzend zu sagen, „wir gehören zusammen, wir verlassen einander nicht.“

Dabei führte Wagener ein durchaus beschauliches Leben. Er sah noch mit hellen Augen in die Welt, und was ihm an Verstandesstärke fehlte, das ersetzte ihm eine angeborene vorsichtige Schläue und eine reife Erfahrung. Seine Frau war gestorben; die Kinder weit in der Welt. Ein Mädchen hatte in der Stadt einen Former geheiratet; ein Junge war in den schlagenden Wettern geblieben; ein zweiter hatte kapituliert und der jüngste war dem lodenden Glücke übers Wasser gefolgt! — So stand er ganz allein; doch er hatte Arbeit und Brot, das war ihm Glücke genug.

Da faßte die Rechenverwaltung den Beschluß, den alten Schacht ganz still zu legen. Die Bergleute wurden vorstellig, aber es half nichts. Vom ersten des kommenden Monats an mußten sie in der Stadt anfahren. Techniker kamen und montierten die Maschine und den Förderkorb ab, aus dem Schacht wurde das Gerüst entfernt.

Der Schacht Siegfried war verlassen und tot. Dem Vater Wagener, der sich weigerte, ein müßeloßes Amtchen auf der Hansa anzunehmen, und der auch wirklich den beschwerlichen Weg zur Stadt täglich nicht mehr einige Male machen konnte, hatte man die Zimmerchen im alten Schacht gelassen. Das war seine Pension, im übrigen mochte und mußte er sehen, wie er sich durchschlug.

Er sah nicht mehr so hell ins Wetter wie ehemals. Aber er blieb im Schacht, den er nicht lassen wollte. Doch wurde er seines Tages nicht recht froh. Die Not war an ihn herangetreten und hatte ihre Hand schwer auf ihn gelegt. Sein Rücken wurde trumm, sein Gang holprig und stöckend. Doch rang er sich noch durch. Er hatte keine Bedürfnisse und eine Suppe und ein Bißchen Brot fielen für kleine Handreichungen, die er dem Dorfwirt oder einem Nachbar tat, immer noch ab.

Aber sein Glaube an die Güte und das Recht des Weltgeschehens war irre geworden. Er begriff die Notwendigkeit nicht, daß der alte Schacht sterben mußte, und das Brot, das ihm mehr aus Mitleid denn als Entgelt zugesteckt wurde, schmeckte nachgerade bitter. Das tat weh!

Halb aus Angewohnheit, halb aus stummer Verzweiflung machte er täglich seinen Gang durch die leeren Räume.

Vor dem schwarzen, gähnenden Schachte hielt er still. — Es war den Bergbewohnern gestattet worden, Schutt und Abfälle hineinzuwerfen, damit er allmählich gefüllt wurde. Aber von der Erlaubnis wurde selten genug Gebrauch gemacht. Die Berge boten Raum und Gelegenheit übergenug.

So ging der Schacht noch klastertief. Dunkel und geheimnisvoll startete das schwarze Loch. Und der Alte stand oft an seinem Rand und bohrte seine Augen hinein, als könne er aus der rätselhaften Tiefe Antwort auf seine Anklagen und Fragen erhalten.

Dann kam die Zeit, da garte es unter den Bergbewohnern; Versammlungen wurden abgehalten, Deputationen kamen zusammen, allenthalben fanden Besprechungen und Beratungen statt. Vater Wagener kümmerte sich nicht darum. Er hatte der Welt und die Welt ihm nichts mehr zu sagen. Sie waren einander gleichgültig geworden. Er lebte dahin und schleppte sich von einem Abend zum andern, er wurde des Tages und der Sonne nicht mehr froh. Er versank in sich; in ihm wurde es tot und leer, er wurde dem alten Schachte gleich, den er bewohnte.

Aber er sollte doch noch zu etwas gut sein. Eines Tages holten ihn einige Bergleute ab und stellten ihm vor, daß er mit ihnen zum Direktor müsse. Sie wollten ihre Wünsche und Forderungen anbringen und er als der Älteste müsse dabei sein.

Er begriff das alles nicht; aber wenn die das sagten, mußte es wohl so sein. So ging er mit.

Der Direktor empfing die Deputation. Als er den Alten gewährte, den er wohl kannte, konnte er sich trotz der ernsthaften Lage doch eines Lächelns nicht entwehren.

„Aber Vater Wagener, was wollen Sie denn hier? Wie wollen Sie denn die Lohnforderungen der Arbeiter vertreten?“

Der Alte sah den Direktor hilflos an: „Ich . . . ich meine, der alte Schacht . . .“

„Ich begreife“, sagte der Direktor, „ja der Schacht soll zu- geworfen werden, ehe noch jemand hineinstürzt!“

Er begriff wirklich, daß der Alte nur ein ehrwürdiges Aushängeschild bilden sollte. Er zürnte ihm nicht.

„Dann könnt ihr ja jetzt gehen“, wandte er sich an den Alten. Und zu den übrigen: — „Wir könnten dann ja in die Verhandlung eintreten!“

Als Vater Wagener das Bureau verließ, trat ein Rechenbeamter mit bösen Augen auf ihn zu.

„Wart ihr hier mit bei der Deputation! . . . Ja . . . Na, seid ihr nicht der alte Wagener vom Schacht Siegfried? Da müssen wir euch auf eure alten Tage wohl noch einfeisen! Narr, der ihr seid!“

Der Alte verstand das nicht. — Aber einige Tage später kam ein Schreiben von der Häuerverwaltung der Zeche Hansa, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß er die Wohnung zum 1. des kommenden Monats zu räumen habe.

„Ausziehen!“ — Das verstand der Alte. Er murrte nicht und klagte nicht! das hatte er verlernt. Der Schacht klagte auch nicht. Es war ja alles nutzlos. Das Schicksal hatte sie zusammengeworfen und würde sie auch gemeinsam zusammenbrechen. Es ging schon alles seinen Gang!

Ein Bergmann versuchte trotzdem, da er vom Hausverwalter barsch abgewiesen war, beim Direktor für den Alten zu bitten. Der sei auf Tage zu Konferenzen verreist, hieß es.

Und der Erste kam näher. Und wohin sollte der Alte nun? Der Wirt hatte keinen Platz. Der Rötter Hübner hatte da allenfalls noch einen leeren halbverfallenen Ziegenstall; in die Stadt zur Tochter wollte der Alte nicht; so mußte er schon in den Stall! —

In der Dämmerung des letzten Abends machte der Vater Wagener seine letzte Runde durch den toten Schacht. — Wieder hielt er vor dem gährenden Abgrund. Mit leeren Augen sah er in die schwarze Tiefe, und die Tiefe sah ihn an und sie fragten und antworteten einander:

„Du bist ich und ich bin du; wir beide sind eins, und nun werden wir weggeworfen; wir beiden Alten.“ —

Ein leises Raunen stieg aus der Tiefe auf. Den Alten überhaarte es. Alle Geheimnisse und Wunder sollten ihm offenbar werden! —

Er bog sich über den Rand; er starrte in das Dunkel hinab, daß seine Augen schmerzten. Er lauschte in die Stille hinein. Da sprach der alte Schacht zu ihm, ganz dunkel und leise kam es aus der Tiefe. —

Der Alte schob sich über den Rand . . . er lächelte selig . . . da . . .

Am andern Morgen erwartete der Rötter den alten Wagener vergeblich. Man suchte ihn und fand nirgends eine Spur.

Der Schacht ist später zugeworfen worden; die Gebäude verfielen und wurden dann abgerissen. Von Vater Wagener hat man nie wieder etwas gehört.

Der Schacht und der Alte wurden vergessen. Die Jungen kamen und wußten nichts von beiden. Der Schacht und der Alte waren wirklich eins geworden. —

Eine 200 jährige Pflanzordnung.

Mitgeteilt von Oberforstinspektor a. D. **Reudell** zu Sonnenberg.

Vor einer Reihe von Jahren in dem Repositorium meiner früheren Oberförsterei nach einem alten Altenstück fahend, fiel mir die nachstehende, aus dem Jahre 1724 stammende Pflanzordnung des heftigen Landgrafen Carl in die Hände. Das alte Edikt enthält so großes Verständnis und so sachgemäße Anordnungen über die Obstzucht, daß mir jeder obftbaureisende Leser dieses Blattes gewiß gerne beipflichten wird, wenn ich die damaligen Bestimmungen über manche Verfügungen der heutigen maßgebenden Stellen setze.

Vergegenwärtigt man sich die Transportschwierigkeiten der damaligen Zeit, so ist es beispielsweise heutzutage leichter, hundert Obstbäume von Weisenheim nach Schwaben oder Norwegen zu versenden, als damals eine handvoll Edelreiser von Wiesbaden nach einem Dorfe des Spessarts oder Odenwalds zu befördern.

Die Pflanzordnung hat folgenden Wortlaut:

Von Gottes Gnaden Wir Carl, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld u. s. w. entbieten allen und jeden Unsern Untertanen von Prälaten, Ritter- und Landschaft auch Ober- und Nieder-Beamten samt Bürgermeister und Rat in den Städten, wie nicht weniger Greben und Vorstehern in den Dörfern Unserer Fürstentume Graf- und Herrschaften Unsere Gnade, und fügen ihnen daneben zu wissen: Nachdem männiglich bekannt, wie eine nützliche und vortreffliche Sache es um das Baumpflanzen sei, so setzen, ordnen und wollen Wir

1. daß nicht allein die von Adel in ihrer Gerichtsbarkeit und ein jeder Einwohner in Städten und Dörfern, er sei Geistlicher, Beamter, Bürger oder Bauer, welcher nur hierzu bequemen, mit Sonne und Luft versehenen Raum und Gelegenheit hat, sich eine eigene Baumschule, etwa von einer ganzen oder halben Aute Landes, in seinem beim Hause oder auch außer der Stadt und Dorf habenden Garten anlegen solle.

2. Sondern auch, weil nicht ein jeder hierzu mit einem eigenen Plage versehen, so soll daneben und hauptsächlich bei jeder Stadt und Dorfschaft, eine Baumschule auf einem mit Sonne und Luft versehenen, gegen Morgen und Mittag gelegenen Gemeindeplatz, nach Proportion der Ortsmannschaft, von etwa einem halben, ganzen oder 2—3 Ader groß, zu einer gemeinsamen Baumschule ausgefucht und angelegt werden.

3. Beide, sowohl besondere, als Gemeindebaumschulen sollen vor dem Wildpret wohl verwahrt werden.

4. Solche zu den Baumschulen auszuwählende, sowohl gemeine als Privatplätze sollen nicht nur alsobald — nach Publikation dieses — mit genugsamem Dünger von allerhand Mist, Gassenkot, alter Holzerde und dergleichen überfahren, darauf umgeadert oder umgegraben und wohl gegügt, sondern auch das Umgraben und Eggen zwischen Februar und Ende künftigen Martini 2 bis 3 mal wiederholt und also das Land wohl präpariert werden.

7. Wann nun die Anlegung und Zubereitung der Pflanzbeete bedeutetermaßen geschehen, so soll ein jeder das seinige den instehenden Frühling — sobald es sich nur vor Schnee und Kälte will tun lassen — mit allerhand Obstkernen von Äpfeln, Birnen, Kirschen, weissen Rüben pp. besäen, dabei dann in acht zu nehmen, daß, weil diese Kerne nicht alle aufzugehen pflegen, solche ziemlich dicht gesät werden müssen.

8. Nachdem nun die jungen Baumpflanzen aufgegangen, so muß ein jeder, damit solche nicht im Unkraut ersticken, sondern desto besser aufwachsen, seine Beete nicht allein fleißig und vorsichtig jäten, sondern auch bei darrer Sommerzeit, damit sie nicht verwelken und verderben, notdürftig begießen, sodann hiernächst die jungen Bäume, wenn sie ein wenig in die Höhe kommen, im Frühling — damit der Schnitt wegen alsdann aufsteigenden Saftes desto eher zuwache — beschneiden und von den übrigen Ausschlägen säubern, damit sie desto freudiger über sich wachsen können.

9. Solchergehalt sollen die Baumpflanzungen unter sorgfältiger Wartung in den Schulen stehen bleiben, bis sie wenigstens 7 bis 8 Schuh hoch und bindestodt sind, alsdann mag und soll jeder die seinigen nicht allein in seine Gärten, sondern auch in die Felder, neben und zwischen seine Ader und Wiesen, sodann an die Landstraßen und Feldwege pp. aussetzen und von Anfang mit Pfählen und Dornen wohl verbinden, damit kein Wild oder zahmes Vieh daran Schaden tun könne.

10. Zum Pfropfen, Okulieren, Kopulieren, Pfeisenaufsetzen und dergleichen, worüber man sich allensfalls bei unsern Gärtnern zu erkundigen hat, um die in den Baumschulen zu erziehenden jungen Stämme solchergehalt zu verbessern, sollen die bedürftige Pfropfreiser und Pfropfzweige aus Unseren Fürstlichen Gärten gratis verabfolgt werden.

13. Inzwischen aber, und bis die anzulegenden Baumschulen soweit gelangen, daß man daraus verpflanzen könne, soll in den Baumschulen auf besonderen Beeten mit Segung junger Säße, Sauer- und Lichtkirschen, Pflaumen- und Zwetschenausschlägen, wilden Apfel- und Birnenstämmen so aus den Gärten und Wäldern, worin dergleichen sich überflüssig finden, zu nehmen ein Anfang gemacht werden.

14. Verordnen wir auch hiermit, daß Keinem in den Landstädten oder Dorfschaften das Bürgerrecht erteilt werde, er habe denn zuvor wenigstens 5 junge Obstbäume auf seinen eigenen Grund oder 5 andere Bäume auf Gemeindegrund gepflanzt. Die sich verheiratenden Bürger und Bauern sollen das Paar wenigstens 4 Obstbäume oder nach Bequemlichkeit andere Bäume pflanzen, für deren Aufkommen sie allerseits auch mit gehöriger Wartung zu sorgen haben und wann einer abgehst, einen anderen an die Stelle zu setzen verbunden sein sollen.

15. Hingegen sollen die in Heden und Feldern von Natur aufgewachsene wilde Obststämme, wo sie nicht zu did stehen und noch jung sind, ausgehöchelt und also im Wachstum befördert und gepfropft werden.

16. Beim Verlegen der jungen Obstbäume pp. haben diejenigen, welche damit nicht umzugehen wissen, zu beobachten, daß es nicht genug sei, wenn sie etwa einen Spaten voll Erde ausgeben, den Baum in das Loch hinein stecken und solches mit dem Fuße zutreten, sondern wenn die Mähe nicht vergebens sein, noch der Baum unfehlbar verderben soll, so muß zu jedem Stamm ein räumliches und, falls der Grund steinig oder sonst rauh ist, wenigstens 3 bis 4 Schuh weites und breites Loch gegraben, selbiges mit guter Erde angefüllt, den Baum nicht tiefer als er vorher gestanden, eingesenkt und f. f. gesetzt, auch wegen dem Winde an einen Pfahl, und wegen dem Vieh mit Dornen zugebunden werden.

17. Damit aber auch die gepflanzten Bäume und daran wachsende Früchte vor Frevler und Diebstahl mögen gesichert sein, so ordnen wir hiermit an, daß derjenige Bösewicht, welcher einen im Garten, an Straßen oder offenern Felde, auf Adern und Wiesen stehenden Baum, es sei derselbe für Gattung was er wolle, seines Nutzens halber entfernen würde, ferner für einen aus der Baumschule gehobenen Baum mit einem halben Gulden, für einen in den Garten frisch versetzten mit einem halben Thaler und für einen bereits angewurzelten Baum mit

einem Thaler oder höher, nach Beschaffenheit des Baumes nicht allein bezahlen, sondern auch $\frac{1}{4}$ Jahr mit dem Zuchthaus füll gefraßt werden. Rutwilliger oder böshafter Frevel aber soll für jeden Stamm mit 20 Thaler und im Unvermögensfall mit einem Jahr Zuchthaus geahndet, im Wiederholungsfall aber der Täter an den Pranger gestellt, mit Ruten gestrichen und des Landes auf ewig verwiesen werden.

Deutsche Frühlingspiele.

Das Nahen des Frühlings ist seit Urzeiten das alljährliche große Erlebnis der deutschen Volksseele gewesen. Erlöst sein von dem Dunkel und der Kälte des Winters, befreit sein von den mächtigen Gewalten, die in der Finsternis unheimlich laueren — das bedeutete für den alten Germanen den Sieg der Sonne und der Wärme. Dieser Jubel über den Einzug des Frühlings lebt noch in unzähligen Volksbräuchen fort, in dem festlichen Einherzugen des ersten Reissens auf der Stange, im Tanz um die ersten Schneeglockchen, in Liedern und Spielen. Das deutsche Frühlingspiel ist geboren aus dem altgermanischen Begriff des Kampfes, den dieses kriegerische Volk auch im Winter der Natur fand. Im altgermanischen Mythos stellt sich der Kampf zwischen Winter und Frühling in dem urweltlichen Bild einer Riesenschlacht dar zwischen den Eisdämonen in Jötunheim, die Eisbilde und Schneelawinen niederzuschleudern, und den achten Äsen, die unter Führung des die Sonne verkörpernden Balder die Eisburg stürmen. Aus der Göttersphäre ins Bürgerlich-Gewöhnliche gewendet, erscheint der Gegenjah zwischen Winter und Frühling in den mannigfachen Streitgedichten, in denen die beiden Jahreszeiten ihre Vorzüge erzählen, der Frühling mit seinen Lustbarkeiten siegt und der Winter geschlagen „in fremde Lande“ zieht. Diese Streitwörter zwischen Winter und Frühling sind der Niederschlag eines alten Volksbrauches, in dem zwei Parteien einander gegenübertraten und in einem solchen Wortkampf ihre Kräfte messen. Der rein innerdramatische Handlung ist damit gegeben; andere Motive treten hinzu, um dem deutschen Frühlingspiel eine reichere Ausgestaltung zu verleihen. Der Winter wird in anschaulicher Darstellung vertrieben, und häufig tritt an seine Stelle, da er nun einmal als der Feind alles Lebens gilt, das Symbol des Todes. In mitteleuropäischen Gegenden wurde so noch in der jüngsten Vergangenheit eine Puppe aus Stroh oder Holz unter Gesängen in einem kleinen Lauge oder auch an einer Stange im Dorfe umher- und dann aus dem Dorfe herausgetragen, um zur Schlus in Feuer oder Wasser vernichtet zu werden. Diese Sitte heißt „den Tod ausbrennen“, „den Tod wegwerfen“, am häufigsten das „Todaustreiben“. Gewöhnlich fällt diese Feuer auf den Sonntag Lätare, der davon den Namen „schwarzer Sonntag“ erhält, bisweilen auch an den vorhergehenden Sonntag Oculi. Auch in süddeutschen und österreichischen Gegenden wird der Tod ausgetrieben oder verbrannt. Die elementare, den Winter darstellende Strahlenpuppe ist hier zu christlichen Vorstellungen in Beziehung gesetzt; sie heißt z. B. in Österreichisch-Schlesien „der alte Jude“, womit Judas Ischariot gemeint ist. Mit dem Todaustreiben ist dort der festliche Einzug des Frühlings verbunden. Die Mädchen des Dorfes legen, nachdem sie den Tod ins Wasser geworfen haben, mit geschmückten Tannenzweigen heim und singen dazu ein Lied, das in ähnlicher Weise auch sonst wiederkehrt: „Den Tod haben wir ausgetragen, / Den Sommer bringen wir wieder, / Den Sommer und den Mai, / Der Frühling allelei.“ Auch der Frühling wird vielfach durch eine Puppe verkörpert, die mit Blumen, Bändern und Tannenzweigen geschmückt ist. Im Einzug dieser Puppe begrüßt die Jugend mit einem Willkommenzgruß, der in der Rheingegend als einfachste und älteste Form die folgenden Verse hat: „Stab aus, Stab aus, / Stecht dem Winter die Augen aus! / Peiole (Reißen) und die Blume / Hole uns den Sommer (Sommer). / Mi ra ro, / Der Sommer tag is do!“, „Stab aus“ heißt „Staub“ zu und bedeutet eine Aufforderung an die Hausfrau zum Ausstreuen, zum Großreinemachen. In der zweiten Aufforderung, dem Winter die Augen auszustreichen, liegt eine Fortführung des Frühlingsfestes, das nun von Worten zu Taten übergeht. Zweifellos sind in früheren Zeiten bei Darstellung des Kampfes zwischen Winter und Frühling wichtige Schlachten geliefert worden. In den mitteleuropäischen Gegenden schritten früher beim „Stab aus-Jeite“ am Sonntag Lätare dem Zug der Kinder, die alle weißgeschalkte Stäbe trugen, zwei

Knaben voran, der eine als Winter in Liro, geküßt, der andere als Frühling mit Eien behängt, und diese beiden führten unter dem Gesang der anderen einen regelrechten Zweikampf mit hölzernen Waffen aus. Der Winter unterlag zuletzt, und der Frühling zog ihm seine Strobrüstung aus, die er im Triumph mit sich fortführte. In noch früheren Zeiten haben ganze Scharen gegeneinander gekämpft, um auf diese Weise den Sieg des Frühlings über den Winter darzustellen. C. K.

Ostergelächter.

Ostern ist das Fest der Freude und des Jubels über die Auferstehung des Herrn aus dem Grabe und über die Auferstehung der Natur aus Winterstod. Dieser helle Ton des Glücks, der in aller Bräutchen und Festen anklingt, hat seinen weithellsten Ausdruck in jenem Augenblick des Gottesdienstes gefunden, wo der Bischof das Halleluja intonierte und die ganze Gemeinde in vollem Chor einfiel. Dieser Hallelujarus, nach dem das Osterfest auch das Hallelujafest genannt wurde, erscholl früher beim ersten Erscheinen der aufgehenden Sonne des Ostermontages; erst später hat man die Feier auf die Vormittagsstunden verlegt. Noch nach dem allgemeinen Glauben nicht nur die Erde, sondern auch die Sonne selbst an dem Osterjubiläum teil, indem sie beim Ausgang der Freudenstränge vollführte. Diese Leute wollten mit eigenen Augen gesehen haben, wie sie küßte. Im Mittelalter fand diese urwüchsige Freude noch in einem andern kühnen Brauch Ausdruck, in dem sogenannten Ostergelächter. Der Prediger gab am Ostag von der Kanzel herab dem Volk allerlei Pöffen und Schwänke zum besten, erzählte ihm ein „Ostermärchen“ und stimmte selbst in das fröhliche Lachen ein, das die sonst so ernsthaften Männer des ehrwürdigen Gotteshauses durchschallte. Spätere Zeiten haben an dieser naiven Freudenumgebung Anstoß genommen, und so konnte das Ostergelächter nur noch außerhalb der Kirche angestimmt werden. Im Volksbrauch aber hallt es vieltausendstimmig noch heute durch die Osterfritten. Unzählig sind die Lustbarkeiten, die Spiele und Scherze, die in den Ostagtagen Bursten und Mädchen auf dem Dorfanger verjammeln. Viel zur Freude trägt das Verschicken bei, das allerdings in seiner fast an Wahnachten gemahnenden Ausdehnung erst in neuester Zeit und hauptsächlich in den Städten aufgetreten ist. Früher waren die einzigen Geschenke, die man zu Ostern machte, die Eier. Mit den Eiern sind die vielen österlichen Eierspiele verknüpft. So wirft man die Eier auf der Wiese in die Luft und läßt sie auf den Boden fallen, ursprünglich wohl in der Absicht, dem Boden dadurch Fruchtbarkeit zu vermitteln. Sodann werden die Eier einen Abhang heruntergerollt, oder sie werden mit den Spitzen umeinandergerollt, und dessen Ei heißt bleibt, der hat gewonnen. Das Eierverflicken und Eierfuchen ist ja allbekannt. Verwandte Bettspiele sind das besonders in der Schweiz übliche „Augerollen“, wobei an die Stelle der Eier die „Osterrügel“ treten, und dieses Angerollen entwickelt sich zum Ballspiel, das eine der bestbeten Osterlustbarkeiten seit uralter Zeit ist. Der Osterball wird dabei als Sonnenball gedeutet. Alt und jung geht auf den grünen Anger, und an manchen Orten ist es Sitte, daß die im letzten Jahr vermählten Eheleute den Ball spielen. Dieser „Brautball“ wird dann mit sinnreichen Sprüchen in feierlichem Zuge abgeholt. Länze werden im Freien abgehalten, und Wettrennen finden statt, wobei man wohl ursprünglich den Frühling bewillkommen und jeder der erste sein wollte. Sehr fröhlich sind auch die Osterumgänge und die Osterpaziergänge, die meistens im Wirtshaus eiden. In Sachsen war früher das „Osterritten“ üblich, bei dem sich die ganze männliche Jugend zu Hesse versammelte, einen Umzug vor den einzelnen Häusern hielt und Spenden aller Art empfing. Besonders ist Ostern stets das Freudenfest der Kinder gewesen, und ihr helles Lachen ertönt auch wohl heute noch am lautesten in dem allgemeinen Ostergelächter. C. K.

Gründonnerstagsbräuche.

In der düstern, ganz der Erinnerung an Christi Leiden geweihten Karwoche ist der Gründonnerstag ein freundlicher Lichtblick, ein heiserer Ausruf der mit dem Osterfest anbrechenden Freude. Dieser Voranklang der Osterstimmung tritt auch in den Volksbräuchen am Gründonnerstag

deutlich hervor. Der Tag hat ja seinen Namen davon erhalten, daß an diesem Tage in der katholischen Kirche kein Gorkamt grüne Paraclete gebraucht werden; aber das Volk bringt die Bezeichnung in Zusammenhang mit dem hervorsprossenden Grün der Erde, mit dem Erwachen der Natur, und es verlangt, daß man an diesem Tage etwas Grünes esse, Gemüse, Salat, Sippen mit neuerlei oder zwölferlei Kräutern darin. Solches Essen verleiht Gesundheit fürs ganze Jahr. Eine große Rolle spielt auch bei der Gründonnerstagsmahlzeit der Honig, der, an diesem Tage genossen, gegen den Biss toller Hunde und giftiger Tiere schützt. Auch das Vieh erhält Honig, und in manchen Gegenden, besonders in Böhmen, wirt man sogar etwas Honig in den Brunnen, um dem Wasser Wohlgeschmack und Kraft zu verleihen. Des weiteren ist man am Gründonnerstage Hirse und Linsen, weil dann das Geld nie ausgeht. Die wichtigste Speise aber, die der Volksglaube an diesem Tage kennt, ist das Gründonnerstagei, das vielfach den Namen „Antlasei“ führt, wobei Antlasei = Entlassung mit der Vossprechung der Wäßer von den Kirchenstraßen am Gründonnerstage zusammenhängt. Jedem am grünen Donnerstag gelegte Ei hat besondere Kräfte und bringt besonderen Segen, es schützt nach den in Österreich und Böhmen verbreiteten Bräuchen vor Feuersbrunst und Bliz; die Schalen der Antlaseier werden auf die Felder geworfen und machen sie fruchtbar. Man ist die Gründonnerstageier unter besonderen Gebräuchen, z. B. stehend in Freien, am Karfreitag oder am Oster Sonntag. Ist hier schon der Fruchtbarkeitstakt dieses Tages angedeutet, so tritt der Glaube an seine befruchtende Kraft noch stärker hervor in den Saatgebräuchen vieler Gegenden. So soll man am Gründonnerstag vor Sonnenaufgang dreierlei Früchte säen und aus dem aufgegangenen Samen eine Sack machen, die gegen Brandschaden wirksam ist. Während andere Tätigkeiten, besonders alles, wobei eine drehende Bewegung erforderlich ist, wie Waschen und Baden, verboten sind, soll auf dem Ader etwas gearbeitet werden, und zwar ist der Tag besonders günstig zum Säen von Kohl, Leinsamen und Blumen. In Tirol ist am Gründonnerstag das sog. „Baumbeten“ üblich, bei dem bestimmte Gebete unter den Bäumen hergesagt werden. Zweifellos ist das eine Erinnerung an das Olet Christi unter den Bäumen des Ölberges. Der freundschaftliche Charakter dieses Tages kommt auch in den Lärmumzügen und Bittgängen zum Ausdruck, die jetzt nach der Stille der Fastenzeit wieder einsetzen. Das Lärmmachen hängt mit einem alten Kirchenglauben zusammen, nach dem am grünen Donnerstage alle Kirchenglocken nach Rom wandern, um dort zu beten, sich segnen zu lassen oder auch Osterfeier zu holen. Erst am „stillen Sonnabend“ kehren sie wieder zurück, um dann mit neuem Mund die Auferstehung des Herrn am Oster Sonntag zu verherrlichen. In der Zwischenzeit nun wird die Gemeinde mit Klappern und Pöfchen zum Gottesdienst gerufen, und natürlich laßt es sich die Jugend nicht nehmen, diesen mißtönenden Glockenerfolg auszuführen. Dieser Lärm drang früher selbst bis in die Kirche und fand seinen Ausdruck in den lustigen „Pöfchen- oder Kumpelmotten“, bei denen während des Gottesdienstes mit Klappern und Pöfchen ein Getöse vollführt wurde, durch das angeblich der Aufruf in der Natur beim Lobe Christi dargestellt werden sollte. Wahrscheinlich leben hier Reste heidnischer Umzüge und Bräuche fort, bei denen der Lärm zur Vertreibung böser Dämonen dienen sollte. Mit den Lärmumzügen sind Bittgänge verbunden, in denen bestimmte Berufe, wie der Lehrer, der Totengräber, derhirt, ihr Deputat abholen oder Arme milde Gaben ein sammeln. Im Schwäbischen werden die zwölf ärmsten Männer, die am Gründonnerstag in den Häusern betteln gehen, die Apostel genannt, und einer, der mit der Geldbörse vorangeht, heißt Judas. Die Erinnerung an den Verrat des Judas taucht auf in dem „Judas austreiben“, das an manchen Orten am Gründonnerstag üblich war. In Schlesien erschien früher nach dem Gottesdienst der Wächter als Judas mit einer roten Weste bekleidet und wurde von der Jugend unter großem Lärm aus der Kirche getrieben, anderwärts geht man des Abends in den Feldern mit brennenden Fackeln und Wesen den Judas suchen. Mißbräute Bräuche, wie Speisung der Armen, sind an die hie und da noch übliche Fußwaschung geknüpft. Der Gründonnerstag ist ein Tag der allgemeinen Versöhnung, an dem verfeindete Nachbarn sich wieder versöhnen und auch wohl die Männer ihre Frauen am Abend ins Wirtshaus zum Bier führen. C. K.

Mout.

Ich nimm dat Läuse freibig off,
Wie fehlt ich Kraft un Mout!
Rous ous de Mout, rous ous em Schlo!
Ich leib dat flüssig Blout.

Lang log ich stell, soh vir mich hin:
Dei Spill, et es verlor —
Su gung et trib mir doch de Sinn,
Die Hent leibt längst em Koorn.

Ich greif se off, nau stihn ich do;
Bot kemmt, es mir versem!
Wie do de Geist von danne sloh,
Dä mich su lang gelähmt!

Drem muß ich sohn, nor immer Mout,
Wie sich dat Läuse stellt!
Dem fruhe Mann met tapper Mout
Gehirt eilaan die Welt.

W. Reuter.

Umschau.

* Die Glode in der Volksmedizin. Die Kirchenglocken gelten im Volksglauben als geweihte und heilige Gegenstände, die die Macht haben, die bösen Geister und ihre schlimmen Einwirkungen zu verschrecken. Um dieser segensreichen Wirkung willen spielen die Glocken auch in der Volksmedizin eine Rolle, worüber Joh. Pösch in der Zeitschrift „Niederlachsen“ berichtet. Für die Gesundheit der Kinder ist das Taufgeläute von großem Einfluß. So glaubt man im sächsischen Erzgebirge, daß ein Kind recht kräftig und klug wird, wenn bei der Taufe recht lange geläutet wird. Wenn die Kirchenglocke in das Taufgeläute hineinschlägt, dann stirbt nach einer im Vogtland verbreiteten Anschauung das Kind bald. Auch für die Gesundheit des Viehes ist die Glode nicht unwesentlich. So bindet z. B. in Hessen die Magd das Kalb auf der Wiese am besten an, während die Glode zur Kirche läutet. Dann nimmt das Kalb gut zu und wird nicht krank. Die Glode wirkt jedoch auch durch sich selbst und durch die zu ihr gehörenden Teile als Heilmittel. So wurde von den Angelsachsen ein Trank gegen Fieber, der aus Knoblauch und geweihtem Wasser bestand, aus den Kirchenglocken getrunken. Auf Helgoland trank man aus Glocken auf eine gute Zeit. In einzelnen Gegenden, so in Oldenburg, in Steiermark und Westpreußen, gilt sogar die Glodenschmiere als heilkräftig. Am häufigsten erscheint die Glode in den Heilsprüchen gegen die Warze. So wird empfohlen, während des Glodenläutens beim Begräbnis die mit Warzen behaftete Stelle in fließendem Wasser zu waschen und dabei zu sprechen:

„Warzen, Warzen id waiche ju ab,
Sie läuten jetzt einen in dat Grab.“

Gegen die Rose und andere Übel wird im Anhaltischen der folgende Spruch empfohlen:

„Alle Glocken angeklungen,
Alle Menschen sein gesungen,
Böses Kraut,
Du mußt vergehen und verwehen.“

Ebenfalls im Anhaltischen werden Geschwülste durch folgenden Segen „besprochen“:

„Lauf, Schwellst, lauf, die Glocken klingen,
Die Schwellst, die soll verschwinden.“

B.

* Die landwirtschaftliche Erzeugung im Kriege. Wie groß der Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung infolge des Krieges gewesen ist, geht aus einer Zusammenstellung der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ hervor. Durch den Raubbau, der während des Krieges infolge von Düngermangel notwendig geworden ist, sind die deutschen Ernten danach fast auf die Hälfte ihres normalen Ertrages zurückgegangen. Bei den wichtigsten Feldfrüchten betrugen sie in Millionen Tonnen: beim Roggen 1913: 10,1, 1918: 8,0 (1917 waren es nur 6,9); beim Weizen 1913: 4,4, 1918 2,4; bei den Kartoffeln 1913: 52,9, 1918: 29,4; beim Hafer 1913: 9,5, 1918: 4,7 (1917 nur 3,6). Wenn nicht die Düngerefabriken bald wieder voll arbeiten können, wird die Ernte 1919 einen noch geringeren Ertrag aufweisen. Ebenso sind die tierischen Leistungen durch den Mangel an Futter sehr erheblich gesunken. Nach den Feststellungen eines Kontrollvereins, der der westfälischen Landwirtschaftskammer angeschlossen ist, stellt sich die Durchschnittsleistung einer Kuh im Jahre 1917 nur noch auf 2650 kg Milch mit je 2,83% Fett gegen 4427 kg Milch mit je 3,08% Fett im Jahre 1913.

B.